



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 100, 02.19

SEISMOGRAPHIEN II. Autorinnen und Autoren zur aktuellen politischen Lage

Schon der *Hammer* vom September 2018 hat Beiträge unter dem Titel *Seismographien* versammelt, die Veränderungen in den sozialen, ökonomischen und ideologischen Netzwerken in und über Österreich hinaus dokumentieren und kommentieren. Das Interesse an jener Ausgabe war überwältigend, von vielen Seiten wurde der Wunsch nach einer Fortsetzung geäußert, die, vorerst nur anhand eines kleinen Ausschnitts aus einer großen Anzahl von Veröffentlichungsangeboten, hier nun vorliegt.

Warum die »Bewegung« von Sebastian Kurz vor allem durch ihre Leere und Inhaltslosigkeit funktioniert; wie man zeitgenössischen Diskursmüll bearbeiten kann; weshalb ein Blick auf das Brüsseler Reiterstandbild von Leopold II. gegenwärtige Entwicklungspolitik in Zweifel zieht; wozu man im Duden nachschlagen sollte, bevor man erkunden Thomas Stangl, Almut Tina Schmidt, Christoph Ransmayr und Barbara Frischmuth. Sie stehen ein für ein gutes Maß an Beständigkeit: gegen leere Versprechungen wie *Jetzt oder nie* oder zweifelhafte Zukunftspläne einer »illiberalen Demokratie«, aber auch für eine kritische Auseinandersetzung mit der europäischen Geschichte.

Der Hammer ist übrigens 100 Ausgaben alt geworden und beweist somit ebenfalls Beständigkeit. Als *Zeitung der Alten Schmiede* zeigte er Vielfaltigkeit: meist in Zusammenhang mit dem Programm der Alten Schmiede widmeten sich die Ausgaben der Porträtierung österreichischer und internationaler Autoren und Autorinnen oder auch einzelner Bücher; sie standen, oft verbunden mit dem Festival *Literatur im Herbst*, im Zeichen eines Länder- oder Themenschwerpunkts; sie berichteten über Autorinnen- und Autorenprojekte oder ihre Texte waren Ergebnisse dieser Projekte; sie beschäftigten sich mit Fragen des literarischen Diskursraums oder des Literaturbetriebs;



versammelten ausgewählte Gedichte samt Kommentierung. Nicht zuletzt berichteten auch einige Ausgaben von der *Musikwerkstatt* der Alten Schmiede. Bei all dem ist es sicher bemerkenswert, dass die Texte zum größten Teil von Schriftstellerinnen und Schriftstellern stammen.

Auch die gesellschaftspolitische Positionierung des *Hammer* und der Alten Schmiede ist von Dauer: sie entstammt den Prinzipien der notwendigen Widerständigkeit gegen den Verfall – oder gar Abbau – und das Schlechtreden demokratischer und rechtsstaatlicher Strukturen; gegen das Errichten von Meinungsmonopolen und von Ausgrenzungsdiskursen; gegen alle Formen von Inhumanität und Obskurantismus. Für ein eigenständiges und großzügiges Denken. Und immer: für die Freiheit der Literatur, der Musik, der Kunst.

Der Dank gilt allen Trägerinnen und Trägern, die das ermöglichen, hoffentlich weiterhin. Auf die nächsten 100 *Hämmer!*

Daniel Terkl

Thomas Stangl

Macht, Bewegung und Leere*

Was geschieht im Gesicht des Kandidaten, im Moment des Triumphes: Fast nichts, er lächelt beinahe scheu, nur der Mund verzieht sich ganz leicht und muss eine winzige Schräglage einnehmen, um das, was an innerer Bewegung da ist, zu verbergen.

Dieses Fast-Nichts ist vielleicht das Geheimnis dieses Mannes, der schon in seiner bisherigen Regierungskarriere und im Wahlkampf makellos und unberührbar seine äußere Form bewahren und zugleich – oft von Satz zu Satz die Rolle wechselnd – wandelbar erscheinen konnte. In seinen Auftritten in den letzten Monaten gab er, so gut wie gleichzeitig, den Schlagerstar, der keinen Griff in die Kitschkiste scheut, um das Publikum an sich zu binden, den wert- und merksatzbewussten Konservativen, den Ratgeber im Predigtstil, den böartigen Demagogen und auch den Staatsmann, alles mit der gleichen sanften Überzeugungskraft. Auf den Wahlplakaten der letzten Wochen blickt er, schräg von unten aufgenommen, wie eine von den eigenen Visionen geblendete Führergestalt über seine Schulter in eine für uns unsichtbare Ferne. Ein schicksalsumflorter Blick, dank Photoshop von jeder Natürlichkeit befreit; ein unwirklicher Glanz um die Augen des Kandidaten, als sollte er reine Verheißung darstellen. Die *Bewegung*, von der er immer wieder spricht. Das *Neue*, von dem er immer wieder spricht.

Neben dem Foto waren allerdings nur Sätze zu lesen wie: *Tun, was richtig ist*, oder (etwas erstaunlich bei einem so jugendlichen Kandidaten): *Jetzt oder nie*.

Diese Inszenierung, in Verbindung mit einem Programm, das in Teilen weit rechts vom üblichen Standard westeuropäischer konservativer Parteien liegt, konnte Menschen aus dem 20. Jahrhundert an die Ikonographien eines Führerkults erinnern, doch vielleicht ist das eigentlich Merkwürdige – und womöglich Zukunftsweisende – daran etwas anderes, nämlich die seltsame Symbiose zwischen der Inszenierung von Sebastian Kurz als Heilsbringer und Lichtgestalt und seiner Neigung zu betulichen Merksätzen und inhaltsleeren Versprechen und Parolen. *Zeit für Neues, Für uns alle, Es ist Zeit*.

Wer ist eigentlich dieser Mann, der bald Bundeskanzler sein wird? Leichter ist es, zu sagen, wer er nicht ist.

Wenn man Sebastian Kurz mit dem letzten beunruhigend begabten und neuartigen Politiker Österreichs, Jörg Haider, vergleicht, so ist der prägnanteste Unterschied: nichts an Kurz lädt dazu ein, ihn psychoanalysieren zu wollen. Es scheint keinerlei geheime Antriebe, keinerlei familiäre Verstrickungen, keinerlei Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten zu geben. Was nicht allein damit zusammenhängt, dass für ihn und seine Generation Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg in historischer Ferne liegen.

Während sich Kurz in Reden und Diskussionen nicht scheut, ganz nach dem Vorbild rechtspopulistischer und rechtsextremer Parteien, Ausländer und Flüchtlinge gezielt als Feindbild einzusetzen, kommt man zugleich kaum auf die Idee, er wäre xenophob oder Ausländerhasser. Seine Rhetorik und sein Auftreten kommen ohne Hass und Gezeifer aus; niemals wird sich sein Gesicht so verräterisch verzerren wie das der Le Pens, von Strache oder, in unkontrollierten Momenten, das von Norbert Hofer. Kurz erweckt nicht den Eindruck, etwas zu fürchten oder zu hassen, vielmehr bewegt er sich souverän durch Sätze und Argumentationslinien, die für sich stehen, deren Rhetorik nicht die Unterfütterung durch eine individuelle Emotion braucht: genauer gesagt: er zeigt immer haargenau so viel Emotion, wie für das jeweilige Argument nötig scheint; gibt sozusagen Emotionen wieder, ohne den Eindruck zu erwecken, er – das heißt, die Inszenierung – wäre durch seine eigenen Gefühle geleitet oder behindert. Diese Fähigkeit zum Wechsel der Register; dieser Mangel, der zugleich Souveränität ist, macht ihn für Menschen, die sich für gemäßigt halten, glaubhaft und akzeptabel.

Ebenso unterscheidet sich Kurz' Rhetorik von jener der ungarischen oder polnischen Nationalkonservativen, zu deren Modell eines autoritären Umbaus des Staates er beängstigend wenig Distanz zeigt; von deren Neigung zu historischen Mystifikationen und bizarrem Blut-und-Boden-Geschwurbel bei seiner *Bewegung* aber kaum eine Spur zu finden ist. Der Politiker Kurz interessiert sich, im Unterschied zu Orbán oder Kaczyński, nicht besonders für Geschichte, bezieht sich nicht auf sie, fühlt sich nicht durch sie belastet. Insofern ist es (so viel auch an ÖVP- wie auch FPÖ-Inhalt darin versteckt ist) eine genuin jugendliche Bewegung, aber sie ist nicht nur das.

Die Bewegung von Kurz funktioniert vor allem durch ihre Leerstellen.

Darin entsprechen sich Person und Bewegung mit erstaunlicher Übereinstimmung.

Vielleicht ist es nicht allein die Inszenierung, die ihren Erfolg ausmacht, sondern vor allem das, was der Inszenierung fehlt: vielleicht ist in der Politik, wie in der Kunst, die Auslassung und das Bedeutungslose genauso wichtig wie das Bedeutsame, das Spiel mit der Leere, den materiellen Schwingungen der Darstellung. Und die vollkommene Inhaltslosigkeit – mit milder Stimme vorgelesen, durch ein Gerüst traditioneller Gemeinplätze und aktueller Vorurteile hindurchscheinend – gibt den Menschen Vertrauen, sie nimmt der pathetischen Inszenierung nichts von ihrer Wirkung, verhindert aber zugleich, dass sie als gefährlich, historisch belastet oder aber in ihrem Pathos lächerlich wahrgenommen wird.

Dieses Spiel mit dem Nichts hat Sebastian Kurz schon seit langem mit einigem Können betrieben. Es wird interessant zu sehen, wie er es von der Spitze der Regierung aus fortsetzen kann.

Als Minister und Medienstar konnte er sich im Wesentlichen darauf konzentrieren, als beständiges leises Störgeräusch im Hin-



tergrund, eine Art von Weißem Rauschen, die Regierungsarbeit zu sabotieren und darauf zu vertrauen, dass im Lauf der Zeit das Störgeräusch immer vertrauter und schließlich vertrauenswürdiger wirken würde als die Versuche von Kanzler und Vizekanzler, ihr Handeln zu erklären.

In diese Rolle gefunden hat Kurz im Herbst 2015, wo sein angeblicher Vorausblick während der Flüchtlingskrise auf nichts anderem als einem Ausblenden sämtlicher moralischer Impulse angesichts der am Budapester Kéleti-Bahnhof gestrandeten Menschen beruhte – und auf der Fähigkeit, die Vergesslichkeit einzukalkulieren und zu wissen, dass es reichte, sein Narrativ durchzusetzen, und dass niemand sich an die Bilder vom Elend dieser so wieso nicht wahlberechtigten Menschen erinnern würde.

Mit der gleichen Methode hat Kurz die Parteiführung in der ÖVP übernommen: man hätte naiverweise erwarten können, dass die eisige Präzision, mit der er seinen Vorgänger desavouierte und zum Rückzug zwang, die Öffentlichkeit abgestoßen hätte, sie lag ihm im Gegenteil zu Füßen. Und zwar deshalb, weil die Idee, man könnte sein Vorgehen moralisch bewerten, von der Figur und der Rhetorik Sebastian Kurzs einfach abperlte, keinerlei Halt daran finden konnte. Ein verschämteres, vorsichtig verschleiertes Vorgehen hätte niemals diese Wirkung haben können, es wäre Kurz nachgetragen worden, während die Rücksichtslosigkeit des schnörkellos präzisen Machtspiels sofort vergessen und akzeptiert wurde. Jeder lobte die Abschiedsrede Mitterlehners als menschlich eindrucksvoll, niemand nahm sie als Warnung ernst.

Warum also darf Sebastian Kurz all das in den Augen einer breiten Öffentlichkeit? Warum wirkt er authentisch? Was steckt dahinter, an Eigentlichem? Zugespitzt lässt sich sagen: eben weil nichts dahinter steckt, kann man sich so gut mit Kurz identifizieren.

Kurz entspricht unserer Zeit so vollendet, weil er keine Geschichte und kein Geheimnis – außer diesem einen, dem Fast-Nichts eines Geheimnisses – hat, so unschuldig ist wie wir Konsumenten der Medien und der Wirklichkeit; weil seine *Bewegung* genau denselben Mechanismen von Sensation, Vergesslichkeit und oberflächlicher Eingängigkeit gehorcht wie die medialen Aufmerksamkeitsmaschinerien. Unsere Gegenwart verlangt nichts als Inszenierung und nichts als Bewegung, weil ohnehin niemand an ein Ziel glaubt; die pure Mobilität macht uns geil. Kein Wunder also, dass die Boulevardzeitungen Kurz feiern, als wäre er von ihnen selbst erfunden. Was bei anderen Politikern künstlich erscheint, entspricht ihm ganz und scheint natürlich, weil nichts in dem Mann ihm entgegensteht. Weil die Person in der Inszenierung und im Machtspiel aufgeht. Er ist Politiker geworden nicht aus einem besonderen Engagement für irgendein Anliegen heraus, aus Idealismus oder aus gerechter oder ungerechter Wut, sondern schlicht, um Politiker zu sein, so wie ein anderer Unternehmer, Schach- oder Schauspieler wird: es scheint, als sei er allein am Spiel der Macht interessiert und betrachte die Politik nicht als Instrument, sondern als Bewegungsfeld, in dem er sich virtuos voranarbeitet und Punkte sammelt.

Was macht jemand, dem es um nichts als das Spiel der Macht geht, sobald er gewonnen hat? Wie kann er weitergehen? Jemand, der gerade erst 31 Jahre alt ist, also vermutlich noch eine jahrzehntelange Karriere vor sich hat? Man wird es zu spüren bekommen.

Almut Tina Schmidt

Rede zum rotahorn-Preis*

Ich danke für den Preis, ich danke sehr für Geld und Ehre und Anerkennung, ich danke für die Gelegenheit, hier zu stehen und meiner Ratlosigkeit Ausdruck zu verleihen.

Was tun? Ich fürchte, wir müssen über Müll reden. *Ich glaube, dass man dauernd viel Müll schreibt* – so Rainald Goetz in seinen offensiv *Abfall für alle* betitelten Gegenwartsnotizen über das, *was vom Party-Tag* Ende der 90er so *übrigblieb*. Und jede Intertextualitätstheorie bekräftigt, dass Literatur generell als Abfallwirtschaft zu begreifen ist. Upcycling, Downcycling waren immer schon wesentliche kreative Strategien; in der Literatur, im Umgang mit Sprache *kann man nicht nicht recyceln*. Alles ist gebraucht, zum Teil verbraucht, alles Neue entsteht aus Kombination, Transformation von Altem, zum Teil sehr Altem.

Vor knapp dreißig Jahren – Sekundärrohstoffe wurden zunehmend öffentlich Thema, gleichzeitig kam mein (noch ganz und gar unveröffentlichtes) Schreiben allmählich in Gang – packte ich einiges meiner jugendlichen Ratlosigkeit in ein Erzählprojekt, das als Reverenz auf den Schluss von Voltaires *Candide* enden sollte mit dem Satz: *Wir müssen unseren Müll sortieren*. Ich fand das damals witzig. Und meinte es ernst. Mit diesem Schwundstufen-Optimismus, dass wir wenigstens verantwortungsbewusst genug sein könnten, die unmittelbar selbst verursachte Umweltbelastung zu minimieren.

Dieser letzte Satz ist der einzige des ganzen Textes geblieben. Neben anderem Mist – überwiegend ebenso einsamen Anfangssätzen, von denen einige bis heute auf einen passenden Kontext warten, innerhalb dessen sie sich verwerten ließen – lagerte er noch einige Zeit im Übergangsbereich zwischen Schublade und Papierkorb, bis die Mülltrennung sich – nach oft belächelten Anfängen – allgemein durchsetzte, so dass auch dieser eine Satz sich erübrigte.

Aber während binnendifferenzierte Mistkübel zum selbstverständlichen Bestandteil des Alltags geworden sind, wächst die Ratlosigkeit gegenüber dem Diskursmüll. Was tun mit diesem Mist. Was tun, wenn die neue österreichische Regierung Sympathien für historischen Sondermüll erkennen lässt; was tun mit der eigenen Angst vor einem ewig-toxischen Problemstoff-Kreislauf, mit der Mutlosigkeit bei dieser ganzen Literatur-Anstrengung mit beschränkter Wirksamkeit.

Die *manuskripte* hatten ihre markanteste ästhetisch-programmatische Diskussion über die gesellschaftliche Relevanz von Literatur in Zeiten, in denen, im Nachhinein betrachtet, das provokative Potential von Literatur und Kunst noch immens gewesen zu sein scheint; vor allem der Texte, die sich nicht auf die Sprachregeln des politischen Diskurses eingelassen haben. Im Beharren auf ihrer eigenen Funktionsweise liegt ihre besondere Kraft.

Diese Kraft aus der Eigenheit ist heute mehr als gefährdet. Einst originär künstlerische Verfahren sind längst vereinnahmt, instrumentalisiert, für konkrete Zwecke recycelt: Provokation, Subversion, assoziative Umwege, Ironie brechen nicht mehr in ästhetischen *Shocks* Wahrnehmungskonventionen auf, sondern dienen im Rahmen trainierter Nicht-Kommunikation dazu abzulenken, zu überwältigen, zu immunisieren; Narration, *Storytelling*, Fiktion, Inszenierung von Meinung, von Kritik, von Haltung haben als Marketing- und Manipulationstools ihre Unschuld verloren.

Diese Kontamination ist nicht rückgängig zu machen. Es bleibt nichts, als mit ihr zu arbeiten. Ich fürchte, wir müssen alle viel mehr

* erstmals erschienen in *Die Zeit*, 19. Oktober 2017.



über Müll reden. Es kommt darauf an, *wie der Müll geordnet wird*, wie der gegenwärtige Diskursmüll zu bearbeiten, wie auf ihn zu antworten ist. Auf welche Weise das Uneigentliche zurückzuerobern; wie die eigenen Mittel zu verteidigen sind – um nicht ausschließlich Textmüll zu produzieren. Wie es gelingen kann, sich nicht einschüchtern zu lassen und zugleich wachsam zu bleiben, auch gegenüber den eigenen Reflexen und Routinen.

Das sind vielleicht starke Worte angesichts der – immer auch verspielten – Texte, die hier heute ausgezeichnet werden; aber: *Es kommen härtere Tage*. Das bedeutet nicht, dass irgendjemand aufhören sollte zu spielen.

Aber ich denke, wir müssen noch viel genauer schauen, welche *Sprachspiele* wie gespielt werden. Und wie unser Einsatz aussehen könnte.

Danke.

* erschienen in *manuskripte* 219, März 2018; gehalten in der Steirischen Landesbibliothek Graz am 13. November 2017.

Christoph Ransmayr

Mädchen im gelben Kleid*

Rede zur Verleihung des Würth-Preises für Europäische Literatur

Es war an einem gewittrigen, aber noch windstillen Januartag, an dem ich ein barfüßiges Mädchen von sechs, vielleicht sieben Jahren in einem löwenzahngelben, in streifige Fetzen gerissenen Kleid auf einer von Schlaglöchern durchschossenen Landstraße im Gebiet der ostafrikanischen Virunga-Vulkane sah. Das Mädchen schleppte einen großen Wasserkanister, der offensichtlich so schwer war, dass die Kleine ihn nur mit beiden Händen und zwischen ihren dürren Beinen pendelnd Schritt für Schritt voranbringen konnte. Auch wenn sie manchmal versuchte, den Schwung der Pendelbewegung ihrer Last für den nächsten Schritt zu nützen, musste sie das Gewicht nach wenigen Metern doch immer wieder abstellen, musste Atem schöpfen, um den Kanister dann mit einem Seufzer wieder aufzunehmen. Trotzdem hob sie in einer dieser Atempausen den Kopf und winkte einer kleinen, im Schatten einer staubigen Akazie mit einer Reifenpanne beschäftigten Gruppe auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu und lächelte. Winkte uns zu. Uns Europäern. Uns Weißen.

Ich war in diesen Januarwochen gemeinsam mit meiner Frau und Freunden aus Südtirol in einem überladenen Geländewagen in der Grenzregion zwischen Uganda, Ruanda und dem Kongo unterwegs, um einige weit in den Regen- und Nebelwäldern des Ruwenzori-Gebirges verstreute Berggorillaclans zu beobachten. Eine ruandische Primatenforscherin hatte uns diesen Weg ins Gebirge ermöglicht und wollte uns führen. Die Mitglieder *ihrer* Gorillaclans waren durch jahrzehntelange Bemühungen von Zoologen und Verhaltensforscherinnen wie etwa der Kalifornierin Dian Fossey durchaus nicht gezähmt, durchaus nicht domestiziert, aber doch in einem Ausmaß an das gelegentliche Erscheinen von Menschen gewöhnt worden, dass von der Wildnis und den Dramen der Tierwelt gebannte Afrikareisende wie wir sich ihnen im günstigsten Fall bis auf eine Armlänge nähern konnten, ohne dabei wesentlich mehr zu riskieren als ein Mensch, der ein Pferd oder einen Jagdhund streicheln will.

Gefährlicher, viel gefährlicher als ein etwa zweihundert Kilogramm schwerer Gorilla, der seinen Clan als *Silberrücken* führte und beschützte, waren auch in diesen Januartagen und wie immer die Menschen: Wilderer im Sold reicher Trophäensammler, Straßenbauer oder Landerschließer, denen der Urwald entweder eine bloße Tropenholzreserve war, exotischer Baugrund für Hotels und Resorts oder einfach ein Hindernis, das aus dem Weg gesägt, gebrannt oder gesprengt werden musste. Wie vor ihr und nach ihr noch andere Freunde der Gorillas war auch Dian Fossey solchen Herren der Wildnis unter nie geklärten Umständen zum Opfer gefallen: Sie wurde mit eingeschlagenem Schädel vor ihrer Hütte in jener Hochwaldregion gefunden, die wir in den kommenden Tagen durchwandern wollten.

Das Mädchen im gelben Kleid schien seinen Kanister trotz des quälenden Gewichts in die Unendlichkeit schleppen zu wollen: Die Straße durchschnitt im aufkommenden Wind wogende Papyrusfelder wie in alttestamentarischen Tagen vielleicht der Fluchtweg der Israeliten das Rote Meer, das sich zur Linken und Rechten der ins Gelobte Land Ziehenden zu Wassermauern erhob. Der ferne Horizont war von dunklem Urwald gezähmt, dahinter lag ein von zahllosen Seen schimmerndes Hochland, aus dem wir an diesem Morgen aufgebrochen waren. Wir hatten auf diesem Abschnitt unserer Route und bis das Hinterrad mit einem Knall alle Luft verlor und unser Gefährt ins Schleudern geriet, keine Dörfer gesehen, nur vereinzelte, mit Stroh oder Wellblech gedeckte Hütten, auch keine Strommasten. Eine Abzweigung, die zu irgendeinem Ziel des Mädchens führen musste, war uns offensichtlich entgangen. Oder schleppte die Wasserträgerin ihre übergroße Last tatsächlich in die Unendlichkeit?

Neben dem von Wolkenbrüchen unterspülten Straßenrand, von dem sich jetzt aber nur Staubfahnen erhoben und gleich wieder hinlegten, verlief – als eindrucksvollstes Zeichen zivilisatorischer Bemühungen in dieser dürren Verlassenheit – ein mindestens fünfzehn, vielleicht zwanzig Zoll starkes Wasserrohr in die hitzeblirrende Weite, in der sich diese Leitung, durch die ganze Seen oder Flüsse dahinrauschen mussten, schließlich fadendünn im Papyrus verlor.

Solche Rohrsysteme, so viel hatten wir schon in den ersten Tagen unserer Fahrt durch Uganda und Ruanda gesehen, führten auf französische, englische oder amerikanische Ananas-, Kakao-, Kaffee- oder Teeplantagen oder die im Wind nickenden Tulpenfelder holländischer Blumenzüchter, aber niemals in die Dörfer der Menschen, die sich auf solchen Plantagen und Feldern abmühten. Die holten ihr Wasser von trüben Quellen und schleppten es in Kanistern oder auf dem Kopf balancierten Plastikwannen an Feuerstellen, an denen jeder Schluck gekocht werden musste, wenn er nicht zur Quelle einer Vielzahl von Krankheiten werden sollte.

Diese Papyrusfelder! Der raschelnde, wispernde Klang dieser Felder ... Während wir uns mit einem verbogenen Kreuzschlüssel an vom Rost festgebackenen Schraubenmuttern abmühten und den fehlenden Druck im Reserverad hochzupumpen versuchten, stellte ich mir Schriftrollen von der endlosen Länge dieser Straße vor, die aus dem Papyrus gewonnen werden könnten, Rollen, auf denen die wahre Chronik dieses Kontinents erst noch geschrieben werden müsste. War denn nicht zumindest die jüngere Geschichte Afrikas immer auch eine Geschichte Europas gewesen? Ebenso wie die Geschichten Asiens und Ozeaniens und Indoneziens und die beider Amerikas und selbst die der Südsee immer



auch eine Geschichte des europäischen Auftritts gewesen waren, eine Geschichte der Eroberung, der Ausbeutung, der Sklaverei und des Völkermords.

Wohin immer ein Afrikareisender sich auf diesem Kontinent wandte, selbst wenn er nur unterwegs war, um weiße Nashörner, Elefanten, Hyänen oder Leoparden zu bestaunen (oder zu jagen), musste er auf die Spuren Europas stoßen, auf eine zertrampelte Bühne der Grausamkeit, dazu aber auch: auf Quellgebiete des europäischen Reichtums. Ohne die hier geschürften Erze und seltenen Erden, ohne die Gold- und Silber- und Diamantenminen und unzähligen anderen Bodenschätze, ohne die hier eingebrachten Ernten, ohne die Arbeitskraft von Abermillionen Sklaven und Billigstlohnarbeitern wäre Europa wohl bis zum heutigen Tag noch längst nicht jenes Paradies, als das es in jenen Flüchtlingsströmen ersehnt und bewundert wird, die auf den Schlachtfeldern von europäisch mitverschuldeten Kriegen und Elends- und Dürregebieten entspringen.

Europa hat die Rechnungen für seine durch Jahrhunderte unternommenen Raubzüge quer durch alle Kontinente dieser Erde nie bezahlt, ja hat die von sogenannten Entdeckern und kolonialen Armeen angerichteten Verwüstungen stets so lange geleugnet, bis der Gestank aus den Massengräbern nicht mehr zu ertragen war. Natürlich gab es auch in den Jahrhunderten vor dem Einfall europäischer Horden lokale Mordbrenner, Wucherer und Handelsgesellschaften, Stammeskriege, Sklavenmärkte, Grausamkeit und Gier, aber erst durch die Abgesandten aus den vermeintlichen Zentren der Kultur – aus Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Portugal, Deutschland ... – wurden Sklaverei und Völkermord zum Instrument einer geradezu apokalyptischen Geschäftspraxis. Selbst der als *Schlächter von Afrika* in die Geschichte der Barbarei eingegangene ugandische Diktator Idi Amin Dada hatte sein Handwerk als hoher Offizier der britischen Kolonialarmee gelernt, bis er sich neben seinem militärischen Rang als *Sergeant-Major* auch den Titel eines *Herrn aller Tiere der Erde und aller Fische der Meere* zulegte und mehr als vierhunderttausend Untertanen töten ließ.

Wo immer europäische Missionare und Landräuber erschienen, suchten und fanden sie nicht nur Kollaborateure und Erfüllungsgehilfen vor Ort, sondern deformierten sie ganze Regionen, ihre Kultur und ihre Traditionen bis zur benötigten Missgestalt, zogen Grenzen mit dem Lineal quer durch Sprachräume und Stammesgebiete und schufen so alle Grundlagen künftiger, noch weit über die Befreiungen von den jeweiligen Eroberern hinausreichende Feindschaften und Bürgerkriege.

Die Ahnengalerie von europäischen *Entdeckern*, von Gouverneuren, Handelsherren und Sklavenhändlern und mit ihnen ein unüberschaubares Heer von sogenannten Handlungsreisenden und Landvermessern, tatsächlich aber bloßen Erfüllungsgehilfen der Vernichtung, führt durch Jahrhunderte hinab und zeigt etwa die Porträts von segelnden Schweinehirten wie den estremadurischen Analphabeten Francisco Pizarro González, den Zerstörer des Reiches der Inka, und seinen in jeder Hinsicht Bluts- und Gesinnungsverwandten Hernán Cortés, den Zerstörer des Aztekenreiches.

Aber selbst aus den schwärzesten und blutigsten Zeiten führt diese Galerie immer wieder und über das 19. und 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart und zeigt uns Reiterstandbilder wie das des belgischen Königs Leopold II. aus dem Haus Sachsen-Coburg und

Gotha, der in den wenigen Jahren, in denen er den Kongo, ein Land von der vielfachen Größe Belgiens, als sein Privateigentum betrachtete, für den Tod von mindestens zehn Millionen Menschen verantwortlich war. Es gibt auch Schätzungen, die zwanzig Millionen Opfer dieses Königs zählen.

Leopold und seine Geschäftsfreunde ließen den als Geiseln genommenen Frauen und Kindern von Zwangsarbeitern, die das oft unerfüllbare Tagessoll auf den belgischen Kautschukplantagen selbst um den Preis tödlicher Erschöpfung nicht erfüllen konnten, Hände und Füße abhacken und die Gliedmaßen räuchern und einsalzen, damit sie als Drohung und Zeichen des Schreckens auf dem frühmorgendlichen Weg zu den Plantagen gezeigt werden und verzweifelte Arbeitswut bewirken sollten.

Die Bilderdienste des Internets zeigen immer noch eine Schwarz-Weiß-Fotografie aus jenen frühen Tagen des 20. Jahrhunderts, auf der ein in sich versunkener, dünner, halb nackter Mann auf den vor ihm liegenden, abgehackten Fuß und die abgehackte Hand seiner Tochter starrt. Möglicherweise steht Leopold II, der Reiter von Brüssel, immer noch an seinem Ort, weil unter seinem Schreckensregime die Aktie der *Anglo-Belgian-Indian Rubber Company* von viereinhalb auf eintausend Pfund stieg? Das entspricht einem Profit von mehr als zweiundzwanzigtausend Prozent.

Europa! Sollte es tatsächlich ein Sinnbild der europäischen Gegenwart sein, dass das Denkmal eines königlichen Mehrheitsaktionärs am Rand der Brüsseler Botanischen Gärten und im Herzen der Europäischen Union immer noch in den Himmel ragen darf? Gewiss, es war stets lächerlich und es wird immer lächerlich bleiben, der Kunst im Allgemeinen und der Literatur im Besonderen Aufgaben zuzuweisen, Themen, um die sie sich annehmen und die sie darstellen und im Sinn der Aufklärung als Programm der Menschlichkeit verbreiten soll.

Aber wenn Literatur, wenn die Erzählung imstande ist, die Vorstellungskraft vom Glück, von den Sehnsüchten und vom Leiden jener *anderen*, die sowohl in unserer nächsten Nachbarschaft als auch tief unter unseren geografischen wie kulturellen Horizonten leben, zu fördern und damit eine Basis zu schaffen für das Verständnis des Fremden, dann sollte die europäische Literatur – wenn es denn so etwas überhaupt geben kann – zumindest gelegentlich Brücken schlagen zwischen der nächsten Nähe und dem scheinbar Fernsten, dem Vertrauten und dem Rätselhaften und, ja, auch zwischen dem eigenen Reichtum und dem Elend, das diesen Reichtum erst möglich werden ließ.

Wenn Menschheitskatastrophen, deren Ausmaße gegenwärtig nur als Alpträume vorstellbar sind, verhindert oder wenigstens gemildert werden sollen, dann wird es nicht mehr genügen, jene Welt, die auch nach der letzten Zählung immer noch die Dritte heißt, mit lächerlichen Almosen zu bedenken, sogenannten Entwicklungshilfen, die in Wahrheit über raffinierte Finanzierungsinstrumente zumeist doch wieder auf europäische Konten zurückfließen, sondern dann müsste der Reichtum dieser Welt endlich und tatsächlich gestreut werden, nicht in Form von Almosen, sondern von menschengerechteren Löhnen und gerechten Preisen, und das heißt auch: Es müssten Verhältnisse abgeschafft werden, in denen eine Handvoll Unersättlicher – etwa von der geistigen Beschränktheit und grotesken Infantilität des gegenwärtigen amerikanischen Präsidenten und seiner europäischen Geschäftsfreunde, fast alles – und der Rest der Welt, der



Fortsetzung von Seite 5

nicht notwendigerweise klüger ist als irgendein Barbar im Weißen Haus, fast nichts besitzt.

Eine unfrome Hoffnung, gewiss. Denn wer von uns wollte tatsächlich und leichten Herzens wenigstens auf einen Teil des Luxus verzichten, der uns in unterschiedlicher Üppigkeit selbstverständlich wurde – etwa auf Zweit-, Dritt- und Viertautos, auf Zweit-, Dritt- und Viertwohnungen und entsprechende Häuser? Auf mindestens Drei- bis Fünfsterhotels und billige Langstreckenflüge, auf Ströme von kostbarem, klarem Trinkwasser selbst in unseren Toiletten! Und stimmen wir denn nicht an jeder Zapfsäule auch über Ölkriege ab, die zum Nutzen unserer Sonntagsausflüge und Ferienfahrten ans Meer auf den Schlachtfeldern des Nahen Ostens und wo immer sich der Treibstoff für unsere Mobilität findet, geführt werden?

Im sogenannten Zeitalter der Entdeckungen, einer Zeit des tatsächlich ins Unermessliche wachsenden europäischen Reichtums, starben fast dreiundzwanzig Millionen der indigenen Bewohner Mexikos und Mesoamerikas. Der von Europäern betriebene Sklavenhandel vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert verschleppte dreißig Millionen – Nein!, sagen realitätsnähere Statistiker: Es waren einhundert Millionen – Opfer. Übereinstimmung in dieser klaffenden Berechnungsschere herrscht nur darüber, dass ein Drittel der aus Afrika verschleppten Sklaven das Ziel jedenfalls nicht lebend erreichte. Die Staupläne der Sklavenschiffe zeigen Decks so niedrig, dass die dort Angeketteten nur liegend transportiert werden konnten – Tote, Sieche, Verzweifelte und Verwesende nebeneinander, bis vor norddeutschen, dänischen, englischen, französischen, spanischen oder niederländischen Zielhäfen die Ketten gelöst und die Toten ins Meer geworfen wurden. Allein in Nantes, einem der größten Umschlaghäfen des Menschenhandels, wurde in den Jahren der Sklaverei die Fracht von eintausendvierhundertsechundvierzig Sklavenschiffen gelöscht.

Vergangenheit? Das sei doch alles längst vergangen? Die Toten sind immer noch tot. Und auch der ihre Würde, ihr Glück und ihr Leben fordernde Reichtum und Wohlstand dauert an.

Dass Nordamerika über einen Genozid in den Besitz europäischer Siedler geriet, ist zum Sujet heroischer Erzählungen aus einem *Wilden Westen* geworden, aber nur im Ausnahmefall zur Anklage. Die brachiale Verwandlung von Stammesgebieten in die von europäischen Wirtschaftsflüchtlingen gegründeten *Vereinigten Staaten von Amerika* forderte zehn, auch hier sagen andere: zwanzig Millionen Tote.

Aber um mehr oder weniger Tote hat sich das segelnde und Handel treibende Europa nie gekümmert. Wer sein Leben verlor, wurde ersetzt. Starb auch der Ersatz, wurde die Menschenjagd weiter befeuert. Und was in den Zeiten europäischer Missionen als göttlicher Auftrag galt, sollte bis in die Gegenwart von Konzernen wie Unilever, Nestlé oder Monsanto fortgeführt werden, Monsanto!, dem Lieferanten für alle Arten von Pflanzengiften und gentechnisch verunstaltetem Saatgut – erst unlängst verschluckt von der seit den Hitlerjahren mit Zwangsarbeit vertrauten Bayer AG. Monsanto. Was für ein Name für einen Konzern, der während des Vietnamkrieges als Lieferant des Entlaubungsmittels *Agent Orange* und bis heute Generationen von Verkrüppelten das Licht einer desinteressierten Welt erblicken ließ und der das Wasser, die Felder und Gärten dieser Erde in einem Ausmaß vergiftet hat, das am Ende der Tage vielleicht nur noch mit

jenem Regen aus Feuer und Schwefel vergleichbar sein wird, der Sodom und Gomorra vom Antlitz der Erde brannte.

Wenn es nicht die von den Künsten Europas, seiner Malerei, seiner Musik, seiner Poesie und seinen Natur- und Geisteswissenschaften entzündeten Lichter gäbe und dazu den tröstlichen Schein von Bastionen der Menschlichkeit wie *Ärzte ohne Grenzen*, das *Rote Kreuz* oder *Amnesty International*, bliebe für diesen Kontinent in weltgeschichtlicher Hinsicht vielleicht nur noch ein Name: Das Herz der Finsternis.

(Der Vollständigkeit halber sei hier auch angemerkt, dass selbst einer der größten Menschenfreunde der europäischen Geistesgeschichte, Monsieur François-Marie Arouet, der als Voltaire weltberühmt wurde, sein Vermögen mit mehr als eintausend Prozent Gewinn in Aktien des Sklavenhandels angelegt hatte.)

Die von einer immerhin möglichen europäischen Literatur gelieferte Ahnung vom Leben, vom Glück und Leiden der *anderen*, könnte nicht nur zumindest einigen Opfern der Alten Welt ein Gesicht, einen Namen und vielleicht die Erinnerung an ein Leben zurückgeben, sondern könnte ebenso einige Leser oder Zuhörer – im besten Fall – immunisieren gegen die barbarischen Predigten, die nun als Programme europäischer Politik von Regierungsbänken herab verkündet werden: Bildungs- und oft auch ausbildungsferne Minister und Kanzler, beispielsweise in Warschau, in Wien, Budapest oder Prag, die ihre persönlichen Karrieren und ihre monströsen Parteiapparate zumeist nur aus Steuermitteln zu finanzieren vermochten, beanspruchen den auf fremden Rücken gewonnenen Wohlstand als *ihre* politische Leistung und sind stolz, Flüchtlingen aus geplünderten Rohstoffgebieten Rettungswege abgeschnitten und den Zugang zum jeweils gelobten Land mit Stacheldrahtverhauen und Tränengas verwehrt zu haben. Nein, vor den Flüchtlingszügen des 21. Jahrhunderts weicht das Meer nicht zurück und erhebt sich nicht zu Wassermauern, sondern es schlägt über den Hilfesuchenden zusammen.

Europa ... Was für ein schöner und was für ein trauriger Name – nach der Mythologie der Name einer phönizischen Prinzessin, die von Zeus, der ihretwegen die Gestalt eines verspielten, weiß-wolligen Stiers annahm und das Mädchen auf seinem Rücken nach Kreta entführte und dort – nach heutiger Lesart – vergewaltigte. Unter den drei Söhnen, die Europa fern ihrer phönizischen Heimat zur Welt brachte, war auch Minos, der spätere Herr über das Labyrinth von Knossos, in dem die Bestie Minotaurus dahin und dorthin rasen sollte.

Dass an die Entführte und Vergewaltigte von der Europäischen Zentralbank erinnert wird, indem ihr Bild als Wasserzeichen und als Hologramm auf den Fünf-Euro- und Zehn-Euro-Noten in hauchzarten Linien erscheint, legt die Vermutung nahe, dass Banknoten die einzigen Papiere sind, die im vorherrschenden europäischen Geschichtsbewusstsein Erinnerungen wachrufen können. Ach, Europa. Was für eine zauberische, betörende Utopie: ein Kontinent der friedlichen Völker und des Zusammenströmens verschiedener Kulturen, ohne Grenzbalken, ohne Kriege, ohne die Seuche des Nationalismus und rassistischen Wahn. So begeisternd dieser Traum auch immer noch ist – er ist zuschanden geworden an der Gedankenschwäche und an der Gier seiner regierenden Eliten und ihrer Wähler. Europa oder das, wofür der Name einer Prinzessin einmal stehen sollte, wird möglicherweise zugrunde gehen an der nationalistischen Ver-



nagelung, an der Vergesslichkeit und Mitleidlosigkeit der Mehrzahl seiner Bewohner. Und die europäischen Selbstzerfleischungen in einst dreißig Jahre dauernden, am Ende aber durch die ganze Welt rasenden Kriegen des 20. Jahrhunderts sind möglicherweise nicht nur Abgründe der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft. Der Brüsseler Massenmörder auf seinem Ross ist mein Zeuge.

Wie schön und besänftigend war es doch, im Ruwenzori-Gebirge eine einzige zuversichtliche, freundliche Stimme auf dem Weg durch die Erinnerung zu hören – in jenem Regenwald, in dessen nebelige Höhen uns die Zoologin führte, nachdem wir unser Gefährt wieder flottgemacht und trotz einiger Warnungen, in der Gegend von Kasese wüte ein Stammes- und Bürgerkrieg, der in den vergangenen Wochen fast hundert Tote gefordert hatte, ins tiefe, tropfende Grün hochgestiegen waren.

Natürlich hatten wir vor unserer Weiterfahrt dem Mädchen im gelben Kleid angeboten, sie und ihre Last ans Ziel zu bringen. Aber sie hatte sich, bis wir unser Fahrzeug wieder bestiegen, mit ihrem Kanister schon ein Stück weitergekämpft und drehte sich auf unseren Zuruf nur kurz um. Sie wollte nicht. Wer die Weißen nicht fürchtet, sagte ein Wildhüter Stunden später am Ausgangspunkt unseres Weges ins Gebirge, wer die Weißen nicht fürchtet, der kennt sie nicht.

Niemand, dämpfte die Zoologin dann unsere Erwartungen, niemand könne mit Sicherheit sagen, wo die Gorillaclans sich auf ihrer Nahrungssuche gerade aufhielten. Vielleicht würde also dieser Tag für unsere Suche nicht ausreichen. Aber nach Stunden des Aufstiegs, in Regengüssen und über schlammige Steilhänge, hielt sie plötzlich inne und legte einen Finger auf ihren Mund. Wir waren angekommen: Als sie einen dichtbelaubten Zweig zur Seite und aus unserer Sicht bog, standen wir kaum drei Meter entfernt vor der größten Affenart dieser Welt; einem Silberrücken.

Der Gorilla saß ruhig da, rupfte weiter Blätter von dem gebogenen Zweig, blickte uns an und wandte seinen Blick nicht von uns, als wir vor ihm auf die Knie sanken. (Wir konnten ihn kniend einfacher fotografieren). Und nach und nach zeigten sich vier, fünf, schließlich neun Mitglieder des Clans, die bis dahin ebenso unsichtbar im Buschwerk verborgen gewesen waren wie der erste und größte von ihnen.

Wie lange, wie lange! hatten wir in den Tagen davor in einer Wildhüterstation die sanften, an ein melodisches Gurren oder ein tiefes, menschliches Räuspern erinnernden Laute geübt, die unter Gorillas als Zeichen des Vertrauens und freundlichen Interesses galten. Und wir auf unseren Knien, nachdem unser Herzschlag sich beruhigt hatte und wir zu dem Silberrücken mehr wie Untertanen als Besucher aufsahen, versuchten, die Lehren der Wildhüter anzuwenden, und gurrten und knurrten und uns räusperten im Bemühen, die Sprache unseres Gastgebers zu imitieren und ihm unsere friedlichen Absichten mitzuteilen.

Wir sollten unsere Bergstöcke in den Busch legen, flüsterte unsere Führerin, Gorillas, selbst wenn sie noch nie unter der Jagd gelitten hätten, seien durch ihre Überlieferung gewarnt und sahen Gewehre, wenn sie Stöcke sahen.

Gewiss hörte der Silberrücken unseren unbeholfenen, europäischen Akzent, den Akzent jener hellen, wässrigen Wesen, die seinesgleichen gejagt, erschossen und geköpft, die teerschwarten Hände abgehackt und als eingesalzene Trophäen in ferne Hauptstädte der Kultur exportiert hatten, um sie dort präparieren zu

lassen und an die Wände muffiger Landsitze zu nageln. Aber dieser Gorilla, während seine Gefährten sich knackend und raschelnd wieder ins Dickicht zurückzogen, hörte unserem Gurren fast nachsichtig zu. Sah uns an, so lange und so tief hinab in unsere Seelen – oder was immer Europäer in der Brust tragen –, dass wir mit einem Mal ganz die Seinen waren.

Und er zupfte mit seinen großen Händen langsam ein zierliches Blatt vom Zweig und noch eines und führte es zum Mund und erhob, nein: senkte plötzlich seine Stimme und ließ uns jenen Laut hören, den wir vergeblich nachzuahmen versucht hatten. Er räusperte sich. Er gurrte sanft. Und das bedeutete, so hatten wir es von den Wildhütern gelernt: *Es ist gut. Alles ist gut.*

* erschienen in *Der Standard*, 1.7.2018 unter dem Titel »Europa! Herz der Finsternis«. Der Text ist Christoph Ransmayrs Rede zur Verleihung des Würth-Preises für Europäische Literatur 2018, der von der Stiftung Würth mit Sitz in Künzelsau, Deutschland, vergeben wird.

Barbara Frischmuth

Rede zur zweiten Donnerstagsdemonstration*

Warum ich heute hier stehe, hat mit einer Besorgnis zu tun, die wir miteinander teilen. Ausgelöst wurde sie von Symptomen, die auf eine schleichende Unterminierung der Gewaltentrennung in unserem Land hindeuten (nicht von ungefähr hat die Präsidentin des Verfassungsgerichtshofs, Brigitte Bierlein, erst vor kurzem vor der Gefährdung demokratischer Errungenschaften gewarnt). Die Verursacher behaupten zwar, nichts dergleichen im Sinn zu haben, doch kann man ihre Zähne beim steten Kreidefressen allenthalben knirschen hören. Es nervt, mit den immer gleichen Schachzügen konfrontiert zu werden, die den Verursachern dazu dienen, auszuloten, wo ein Großteil der Österreicher »Halt!« sagt.

Wir, die wir aus der Geschichte unseres Landes und zweier Weltkriege zumindest eines gelernt haben, nämlich dass illiberale Demokratien keine Demokratien sind, können und dürfen nicht einfach nur zuschauen, wie unsere Freiheit und unser Anspruch auf soziale Gerechtigkeit zerbröseln. Zum Glück leben wir noch in keiner illiberalen Demokratie, aber es riecht gelegentlich danach.

Im Duden steht, was illiberal in Wirklichkeit bedeutet, nämlich engherzig und unduldsam. Ich weiß nicht, was Herr Orban sich dabei gedacht hat, als er diesen Begriff für die Zukunft der Demokratie in seinem Land gewählt hat, gewiss nichts Gutes. Inzwischen scheinen Regierende in verschiedenen Ländern zu glauben, dass es zu dieser Art von »Nicht-Demokratie« gehört, den Menschen ihre Meinung vorzugeben. Wie das geht? Indem man die Pressefreiheit einschränkt, die Literatur bagatellisiert und die sozialen Medien mit Scheinwahrheiten, spricht: Propaganda füttert, damit der Hass auch entsprechend groß und stark wird.

Gerade zu einer Zeit, in der es mehr an Informationen gibt als je zuvor, erhebt sich aufs eindringlichste die Frage, was wir da eigentlich wissen, wenn man uns weiszumachen versucht, dass an allem, was schief läuft in diesem Land, Migranten schuld wären. Ein Klischee, über das man immer öfter stolpert auf dem Weg zu einem vernünftigen Miteinander. Da gilt es, auch den anderen zuzuhören, das eigene Hirn zu aktivieren und uns ernsthaft zu fragen, in welcher Welt wir leben möchten.

Ich will die Probleme, die jede Migration mit sich bringt, keineswegs schönreden, Warnungen vor der Einflussnahme



Fortsetzung von Seite 7

bestimmter islamistischer Verbände oder mafiöser Strukturen hat es bereits in den siebziger Jahren gegeben. Dennoch dürfen wir nie vergessen, dass nur ein geringer Teil der jeweiligen Ethnie zu diesem Dunstkreis gehört. Daher halte ich es für desaströs, wenn ein wohlhabender Staat wie der unsere politischen Missbrauch mit der Migration betreibt, es geht um Menschen. Menschen, in deren Fremdheit wir unsere eigenen Defizite spiegeln.

Übersteigertes Selbstwertgefühl und patriarchale Selbstermächtigung feiern fröhliche Urständ und entdemokratisieren kalt-schnäuzig unsere Demokratie, das dürfen wir nicht zulassen. Nicht die Migration ist die Mutter aller Probleme, eher schon der Umgang mit ihr. Hauptsache wir fürchten uns. Aber wir brauchen uns nicht zu fürchten. Lieber sollten wir einer großen Anzahl von Bürgermeistern kleinerer und größerer Gemeinden Glauben schenken, die der letzten Umfrage zufolge ganz zufrieden mit ihren Migranten sind. (Was illiberale Demokraten in Italien dermaßen aufbringt, dass sie den Bürgermeister einer Gemeinde, die besonders unter Wegzug leidet, klagen. Er hatte eine Reihe von Migranten eingeladen, sich in seiner Gemeinde niederzulassen, damit wieder Leben in den Ort käme und er die Schulen trotz einheimischen Kinderschwunds halten könne. Eine menschliche Geste, beinahe zu schön, um wahr zu sein. Jetzt hat er mit einem Prozess zu rechnen, möglicherweise sogar mit Gefängnis.)

Regierende, die um Einfluss und Dominanz kämpfen und dabei zuallererst ihre eigenen Wünsche realisieren (Rauchen, Reiten, Rasen), setzen wie Donald Trump auf ihre Fans, die sie um jeden

Preis belohnen wollen, egal, ob das dem Land nützt oder schadet. Ärgerlich dabei ist, dass bei engagierten Lehrlingen, gut integrierten Familien, sogar bei Wissenschaftlern, die das Land brauchen könnte, beim Abschieben immer auf die unveränderliche Gesetzeslage hingewiesen wird, während es bei den persönlichen Wünschen der Regierenden mit neuen Verordnungen oder Regelungen ziemlich schnell gehen kann. Ein großer Mangel an Weitblick, wie mir scheint.

Für traumatisierte Kinder gibt es noch immer zu wenig kindgerechte Behandlungsplätze oder leistbare Therapien. Und dass die Kinder von alleinerziehenden Müttern oder von Niedriglohnbeziehern wieder einmal am schlechtesten wegkommen, nennt man zur Zeit Familienbonus. Dabei muss es Anliegen einer Demokratie sein, diese soziale Ungerechtigkeit gerade Kindern zu ersparen, wenn man sie schon nicht mit dem ewigen Hickhack zwischen ideologieverseuchten Schulsystemen in Ruhe lassen kann. Ein Hickhack, unnützlich und geradezu lächerlich, solange man dabei die Ganztagschule nicht einmal in Erwägung zieht. Die würde es nämlich Frauen, auch Alleinerziehenden, erleichtern, in die Politik zu gehen. Auch würde es das Selbstwertgefühl dieser Kinder heben, wenn ihre Mütter nicht nur auf Sozialhilfe angewiesen blieben, sondern selbst wer wären.

Alles machbar. Demokratie ist nicht nur dem Willen der Mehrheit, sie ist auch dem Schutz der Minderheiten verpflichtet, den sozialen wie den ethnischen. Mit einem Wort, es geht um Entscheidungen, die weder engherzig noch unduldsam sein dürfen.

THOMAS STANGL, *1966, lebt als Schriftsteller in Wien. Er verfasste mehrere Romane und Essaybände, zuletzt erschienen die Essays *Freiheit und Langeweile* (2016) und der Roman *Fremde Verwandtschaften* (2018). Im Mai 2019 erscheint sein neuer Erzählband *Die Geschichte des Körpers* — eine der darin enthaltenen Erzählungen wurde soeben mit dem Wortmeldungen-Literaturpreis ausgezeichnet.

ALMUT TINA SCHMIDT, *1971 in Göttingen, lebt in Wien. Sie veröffentlichte Kinderbücher, Theaterstücke, Hörspiele sowie Prosa. Zuletzt erschienen *In Wirklichkeit*. Roman (2008); *Zeitverschiebung*. Roman (2016). 2017 wurde sie mit dem rotahorn-Preis ausgezeichnet.

CHRISTOPH RANSMAYR, *1954 in Wels (OÖ), lebt nach Jahren in Irland und auf Reisen wieder in Wien. Für seine Prosa, die in über dreißig Sprachen übersetzt wurde, erhielt er zahlreiche Preise, jüngst u.a. den Kleist-Preis. Zuletzt erschien der Roman *Cox oder der Lauf der Zeit* (2016).

BARBARA FRISCHMUTH, *1941 in Altaussee, wo sie heute als freie Schriftstellerin und Übersetzerin lebt. Romane, Erzählungen, Essays, Kinder- und Jugendbücher, Hörspiele, Theaterstücke, Filme. Zuletzt erschienen u.a.: *Die Kuh, der Bock, seine Geiß und ihr Liebhaber*. Fabeln (2010); *Machtnix oder Der Lauf, den die Welt nahm* (1993/2018); *Verschüttete Milch*. Roman (März 2019).